

Heer und Heimat



Ko Wir übersende in der Anlage die letzten Nummern des Jahrganges unseres Korrespondenzblattes "Heer und Heimat" und teilen gleichzeitig mit, dass von einem weiteren Erscheinen der Korrespondenz im neuen Jahre abgesehen wird.

Die Schriftleitung.

Dorweihnachten.

Es gibt ein französisches Sprichwort, das heißt „à brebis tondue Dieu fait le vent“ — nach dem geschnittenen Schaf richtet Gott den Wind ein. Das ist an uns im November wahr geworden, der so milde war, als ob sich der Himmel unseren Kohlenkisten anpasste. Und dann war es doch schön, als nach ein paar Sturmtagen, die im Hamburger Hafen das dunkelgelbe, schäumende Wasser bis in die Straßen trieben und durchdröhnt waren vom Sodawasserschleifen, eines Abends der Himmel flaragelegt schien, die Luft stillstand und erstarrte und morgens dünner, reißiger Schnee an Bäumen und Dächern hing. Als dann der Himmel weiß und dicht wurde und neue Glocken sich lösten, größere und weichere, da galt vielleicht oben im Kriegsverwaltungsamt der erste ängstliche Gedanke dem erweiterten Fuhrwerksverkehr; aber die Menschen trabten doch mit hellen Augen und frischen Gesichtern durch die weißen Gassen und Schollen und blinzelten ersticht in den wehenden weißen Schleier. Man war des Regens und der grauen lauen Tage so müde und der erste Schnee — selbst wenn man allen Grund hat, besorgt an seine Stiesel zu denken, die den ganzen Winter noch durchhalten sollen — ist nun einmal der vergangenem Kinderfreuden aufleben läßt. Und dann steht die Nachricht der vom Waffenteufel an der russischen Front in den Zeitungen. Die vorsichtigen Hamburger nehmen es noch nicht für sicher und mögen noch keine weiteren Hoffnungen daran knüpfen. Aber selbst bei den misstrauischsten hat sich, ohne daß sie es selbst wissen, und ohne daß ihr Verstand es zugeben will, im geheimen ein Licht entzündet, das ihre frostige Niedergeschlagenheit durchwärmte.

Die Kinder aber lassen sich den Genuß des ersten Schnees und durch gar nichts trüben. Sie stampfen und putzeln in die größten Wehen und Berge hinein, als ob die Mutter zu Hause sich um Stiesel und Strümpfe gar nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, sie trabeln mit ihren Schlitten die Rasenhöhe hinauf und saufen herunter — Dugend und Dugend von Malen als wenn es ein Leichtes wäre, den Hunger, den man sich angelaufen, angefroren und angefroren hat, zu saufen zu stillen. Sie verschwenden ihre Kraft, unbesorgt und unbekümmert, an die Kinderlust der Stunde.

Über die Brücken, unter denen das Wasser der Alster schwarz zwischen den weißen Eulen steht, von dünnem Nebelhauch überflogen, steht eine kleine Kolonne von Frauen. Mit Sad und Pad: das heißt jede mit einem Gefährt, Wagen oder Schlitten, hinter sich, aus dem ein oder auch noch ein zweites eingebündeltes Gesichtchen herauschauf. Größere, sorgsam eingepackte in die knappen Mäntel, traben nebenher. Jeden Tag zieht diese kleine Kolonne auf meinem Arbeitsweg dahin, Mütter, die zur Vollstoppung gehen, um ihr Mittagessen zu holen. Und jeden Tag ergreift mich die Vorstellung der Mühe, die sie jetzt haben. Diese kleinen Kinder, die sie keine Minute allein lassen können, die überallhin mitgeschleppt werden müssen, weil sich nicht so leicht mehr jemand zum Aufpassen findet — jeder hat seine eigenen Schwierigkeiten mit dem Kauf

nach Bezugshäusern und dem, was man dafür bekommt —! Diese kleinen Kinder, deren Hemden, Strümpfe, Kleider und Mäntel zu klein werden und nicht mehr halten wollen, ohne die Möglichkeit, etwas Neues zu bekommen, an denen täglich mehr gestiftet und gestopft und verändert werden muß, und die doch immer noch so sauber, hell und ordentlich aussehen, wie man in den Arbeiterquartieren von London in Friedenszeiten nicht viele findet. Und daß aus den netten Müttern und Papagen immer noch frische, gesunde Gesichtchen heraus schauen, und stramme, ihre Beine in den delfisch gestopften Strümpfen vergnügt durch den Schnee stampfen, daß ist doch der Sieg der Mütter über England und seine Ausbeugungsobdacht. Ein kleiner unternehmender Kerl mit einer verregenen Mütze über den Ohren brückt einen ganzen Berg Schnee, die rotgefrorenen Hände nur noch halb in den mühsam gestickten Gummihandschuhen, fest an den Fingern und sinnig auf würdige Verzerrung seiner Miene. Als ich an ihm vorbeigehe, sieht er mich verschämt und zugleich im voraus abblinzelnd an und fleht mit seiner Last vergnügt an den Mantel — wobei er freilich den Hauptteil selber auf den Kopf bekommt.

Die Mütter sprechen von Weihnachten. Das Kriegsernährungsamt läßt „braune Kuchen“ backen, für jeden ein halbes Pfund, — das wird diesmal alles sein, was es an Süßigkeiten gibt. Und sonst: was soll man kaufen! Spielraum gibt es ja noch so allerhand, meint eine der Frauen, aber sie ist es nicht gewohnt, dafür soviel Geld auszugeben. Sie braucht sich wohl keine Sorge zu machen: die Kriegsfürsorge vergelten nicht zwischen früher und jetzt. Und wenn sie es tun, so ist ihnen ihre Freude zu lieb, als daß sie sich flören ließen durch einfliegende Schüsse. Sie werden es auch jetzt fertig bringen, Weihnachten zu genießen. Und die Mütter, die in harten Jahren gelernt haben, von dem Glück ihrer Kinder mit zuziehen, die werden wieder einmal Sehnsucht und Einsamkeit tapfer zurückdrängen und das Weihnachtsfest 1917 zu einem Geschenk ihrer mütterlichen Kraft an das Glück ihrer Kinder machen.

Dr. Gertrud Bäumer-Samburg.

Die entscheidende Stunde.

Bei den verschiedensten, fast möchte ich sagen, allzu zahlreichen Erörterungen über den Krieg ist ein Punkt meist zu wenig beachtet worden: die Frage der weltwirtschaftlichen Zukunft Deutschlands. Fast immer wurde nur in allgemeinen Ausdrücken von Sicherung der wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten gesprochen. Das genügt für den Kenner; gewiß. Aber wie viele Millionen sind, die von der ungeheuren Tragweite dieser Forderung keine klare Vorstellung haben. Und gerade hier ist klare Erkenntnis die unbedingte Voraussetzung für die richtige Wertung der Dinge. Alle Deutschen, welchen Standes sie auch seien, müssen sich gerade im Augenblick der Entscheidung voll bewußt sein, daß der Friede aber der wirtschaftlichen Seite bestimmend wird für die Zukunft eines jeden einzelnen von uns.

Anbaufläche im Betriebsjahre 1915/16 bezweckten. Anlaß zu diesem Schritt der Regierung gab der immer größer werdende Mangel an Brotgetreide, der durch vermehrten Getreideanbau auf Kosten der Rübenproduktion einigermaßen behoben werden sollte. Der Erfolg der obrigkeitlichen Regelung war der, daß die Fläche des Zuckerrübenanbaues, welche im Jahre 1914 noch 543,710 Hektar ausmachte, im Jahre 1915 auf 567,023 Hektar zurückging. Die außerordentliche Trockenheit im Frühjahr 1915 führte überdies in vielen Gegenden des Reiches zu einer ausgesprochenen Missernte, so daß sich die in den letzten Jahren ergebende Durchschnittsernte von etwa 50 Millionen Zentner auf 30 Millionen Zentner im Jahre 1915 verminderte. Wenn trotzdem zu Anfang des Betriebsjahres 1915/16 noch erhebliche Vorräte an Zucker vorhanden waren, so war das nur dadurch zu erklären, daß wir mit einem Zuckereinfuhrschuß vortreten waren und die Ernte

fehlt war. Doch macht sich allmählich seinen Grund in dem g. Brotaufstrichmitteln aus denen Gette, und in dem d. des Zuckerverbrauchs, d. Zucker zur Munitionsherstellung immer größtem Umfangte Verfüllung von 2. Futterstoffen veranlaßt war.

Dieser Sachlage gegenüber hat sich die Regierung im Herbst 1915 genötigt, Vorkehrungen zu treffen, um der deutschen Bevölkerung den Verbrauch an Zucker sicherzustellen. Wenn auch die vorhandenen Bestände immer noch zur Deckung des Zuckerbedarfs hinreichten, so mußte doch daran gedacht werden, die Konsumenten vor allen Eventualitäten zu schützen. Die Regierung übte zwar öftersmal seinen direkten Zwang auf die Produzenten durch Anbauvorschriften aus, sondern sie setzte die Preise für Rohzucker, welche bisher M. 12.— für den Zentner betragen hatten, auf M. 15.— fest. Auf diese Weise wurden die Produzenten, welche wegen der hohen Preise für Futterrüben neuerdings den Futterrübenanbau vielfach bevorzugt hatten, von selbst wieder zum stärkeren Rübenanbau angepersont und stieg infolgedessen die Anbaufläche für 1916 wieder auf 406,668 Hektar, also im Vergleich zum Vorjahr um 10%.

Trotz dieser verhältnismäßig günstigen Aussichten für das kommende Betriebsjahr ist der Staat im April 1916 zur öffentlichen Bewirtschaftung des Zuckers übergegangen und hat die Zuckerarte eingeführt, durch die uns eine Monatskopfmenge von 750 Gramm gewährleistet wird, d. h. im Vergleich zum Friedensdurchschnittsverbrauch ein Mehr von 1 1/4 kg für Kopf und Jahr.

Dr. Kujeski-Berlin.

Was muß an Familienunterstützung gewährt werden?

In dem Familienunterstützungsgesetz vom 28. Februar 1888 und 4. August 1914 und der Bundesratsverordnung vom 21. Januar 1916 ist gesagt, daß bei Vorliegen der Bedürftigkeit eine Unterstützung gewährt werden müsse, die unter einen bestimmten Satz nicht heruntergehen dürfe. Dieser Mindestsatz bewegt sich nach der letzten Erhöhung durch die Bundesratsverordnung vom 2. November 1917 zwischen 20 und 25 M. bei der Ehefrau und 10 und 15 M. bei jeder sonstigen unterstützungsberechtigten Person.

Ältere Angaben über die Höhe der Unterstützung enthält das Gesetz nicht. Aus der Tatsache aber, daß Mindestsätze festgesetzt sind, geht ohne weiteres hervor, daß die Verpflichtung der Leistungserbände, in Fällen des Bedarfs über die Mindestsätze hinauszugehen, daneben besteht. Da nun häufiger Klagen vorgekommen sind, daß Leistungserbände ihrer Verpflichtung nicht nachkommen, so haben sich die Ministerien des Innern in den verschiedenen Bundesstaaten genötigt, in den

Ausführungsbestimmungen besonders darzulegen, in welcher Weise unterstützt werden soll.

So sagt der preussische Ministerialerlaß vom 3. Februar 1915, daß unter allen Umständen jeder Familie oder sonstigen Anspruchsberechtigten, deren Bedürftigkeit festgestellt ist, für die Dauer der Bedürftigkeit das zum angemessenen Lebensunterhalt Erforderliche gewährt werden müsse. Dabei solle jede Engbergigkeit in der Prüfung der Bedürftigkeit vermieden werden, und namentlich müsse davon abgesehen werden, etwa die Grundgröße der Armenverwaltung anzuwenden. Wie auf der einen Seite erwartet werden müsse, daß die Angehörigen der Kriegsteilnehmer ihrerseits nach Kräften bemüht sind, jede Ausbeutung der Verpflichtung der Leistungserbände zu vermeiden, so müsse andererseits von letzteren niemals aus dem Auge gelassen werden, daß es sich bei Erfüllung ihrer Unterstützungspflicht darum handelt, in dem Maße, als es möglich ist, ein Einkommen in Orten der Tarifklasse E von 1000 M. und mehr, C und D von 1200 M. und mehr und A und B von 1500 M. und mehr vorhanden ist, so ergibt sich daraus ohne weiteres, daß der Höchstbetrag der Unterstützung im allgemeinen je nach der Tarifklasse des Orts über 1000 M., 1200 M. bzw. 1500 M. nicht hinausgehen darf. Das gilt natürlich nur für die Familien in normaler Größe, d. h. Familien, die aus der Ehefrau mit einem bis drei Kindern bestehen. Große Familien oder Familien, die durch Krankheit oder sonstige Umstände besonders belastet sind, werden mit einer Unterstützung in dem angegebenen Ausmaß längst nicht auskommen können. Darum können sich die Leistungserbände nur ganz roh an solche Richtlinien halten. So erhält beispielsweise eine Familie, die aus der Ehefrau und 10 Kindern besteht, wenn die Miete mit 500 M. angenommen wird, in Altona im Normalfalle eine Unterstützung von 3332 M. jährlich. Daneben erhält sie noch Feuerungszulagen, freie Kleidung und Schuhzeug, freien Arzt usw.

Jede Familienunterstützung muß sich zwischen dem Existenzminimum des Unterstützungsgesetzgebungs und dem standesgemäßen Lebensunterhalt des Bürgerlichen Gesetzbuches bewegen. Dieses Existenzminimum bedeutet die Mittel zum Schutze vor dem Verhungern, vor Unbill der Witterung, im Krankheitsfalle Arzt oder nötigenfalls Anstaltsbehandlung, im Sterbefalle ein Begräbnis. Um den standesgemäßen Lebensunterhalt handelt es sich, wenn eine Frau nicht imstande ist, sich selbst und ihre Familie in einer ihrer Lebensstellung entsprechenden Weise zu unterhalten. Selbstverständlich wird man die Angehörigen von Kriegsteilnehmern nicht mit Gewährung eines Existenzminimums abfertigen können, zumal sie meistens in geordneten, vom Teil in guten Verhältnissen gelebt haben. Andererseits wird man natürlich an die Gewährung eines standesgemäßen Unterhalts nicht denken können. Die Leistungserbände müssen bei Festsetzung ihrer Unterstützungssätze aber auch darauf sehen, daß ihre Sätze mit denen anderer Gemeinden, in denen ähnliche Verhältnisse herrschen, im Einklang stehen, da sonst beschwert werden muß, daß der Staat bei der Erstattung eines Teiles der gemeinlichen Zuschüsse, wie sie gegenwärtig je nach der Finanzlage der einzelnen Leistungserbände geschieht, zurückfällt.

Dr. Ebert Zeumann-Altona.

Heer und Heimat



Korrespondenz für die deutschen Armeezeitungen

Berausgegeben im Auftrage des Deutschen Studentenbienstes
Fernsprecher: Berlin Zentrum 8615 & 9397 — Drahtanschrift: Studentenbienst, Berlin
Anschrift: Berlin N.W. 7 Bauhofstr. 7.

Vorweihnachten.

Es gibt ein französisches Sprichwort, das heißt „à brebis tondue Dieu fait le vent“ — nach dem gehorchenen Schaf tichtet Gott den Wind ein. Das ist an uns im November wahr geworden, der so milde war, als ob sich der Himmel unseren Kohnenheiten anpaßte. Und dann war es doch schön, als nach ein paar Sturmtagen, die im Hamburger Hafen das dunkelgelbe, schäumende Wasser bis in die Straßen trieben und durchdröhnt waren vom Hochwasserstießen, eines Abends der Himmel flatterte, die Luft stillstand und erstarrte und morgens dünner, reißiger Schnee an Bäumen und Dächern hing. Als dann der Himmel weiß und dicht wurde und neue Schichten sich lösten, größere und weiche, da galt vielleicht oben im Kriegesversorgungsamt der erste ängstliche Gedanke dem erschwerten Fuhrwerkverkehr; aber die Menschen trabten doch mit hellen Augen und frischen Gesichtern durch die weißen Furchen und Schollen und blinzelten ersticht in den webenden weißen Schleier. Man war des Regens und der grauen lauen Tage so müde und der erste Schnee — selbst wenn man allen Grund hat, bejagt an seine Stiefel zu denken, die den ganzen Winter noch durchfallen sollen — ist nun einmal der erste Schnee, der in den ältesten Zeiten doch noch etwas von vergangenen Kinderfreuden ausbleiben läßt. Und dann steht die Nachricht von der Waffenruhe an der russischen Front in den Zeitungen. Die vorsichtigen Hamburger nehmen es noch nicht für sicher und mögen noch keine weiteren Hoffnungen daran knüpfen. Aber selbst bei den mißtrauischesten hat sich, ohne daß es sich selbst weiß, und ohne daß ihr Verstand es zugeben will, im geheimen ein Licht entzündet, das ihre frostige Niedergefühlshölle durchwärmte.

Die Kinder aber lassen sich den Genuß des ersten Schnees nicht und durch gar nichts trüben. Sie stampfen und purzeln in die größten Wehen und Berge hinein, als ob die Mutter zu Hause sich um Stiefel und Strümpfe gar nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, sie trabten mit ihren Schilliten die Rasenhöhe hinauf und sausen herunter — Duhende und Duhende von Malen als wenn es ein Leichtes wäre, den Hunger, den man sich angelassen, angeschrien und angefroren hat, zu Hause zu stillen. Sie verschwanden ihre Kraft, unbezorgt und unbefürchtet, an die Kinderlust der Stunde.

Über die Brücken, unter denen das Wasser der Alster schwarz zwischen den weißen Ufern steht, von dünnem Nebelhauch überflogen, zieht eine kleine Kolonne von Frauen. Mit Saß und Paß: das heißt jede mit einem Gefährt, Wagen oder Schlitten, hinter sich, aus dem ein oder auch noch ein zweites eingebündeltes Gesichtchen herausguckt. Größere, sorgsam eingepackte in die knappen Mäntel, traben nebher. Jeden Zug zieht diese kleine Kolonne auf meinem Arbeitsweg dahin, Mütter, die zur Dolspeisung gehen, um ihr Mittagsgeld zu holen. Und jeden Zug ergreift mich die Vorstellung der Mütter, die sie jetzt haben, diese kleinen Kinder, die sie keine Minute allein lassen können, die überallhin mitgeschleppt werden müssen, weil sich nicht so leicht mehr jemand zum Aufpassen findet — jeder hat seine eigenen Schwierigkeiten mit dem Auf-

nach Besuchsgehen und dem, was man dafür bekommt —! Diese kleinen Kinder, deren Hemden, Strümpfe, Kleider und Mäntel zu klein werden und nicht mehr halten wollen, ohne die Möglichkeit, etwas Neues zu bekommen, an denen täglich mehr gestift und geklopft und verändert werden muß, und die doch immer noch so sauber, hell und friedensaussehend, wie man in den Arbeiterquartieren von London in Friedenszeiten nicht viele findet. Und daß aus den netten Mäulen und Kapuzen immer noch frische, gesunde Gesichter herausgucken, und stramme, fette Beine in den dilsack gestopften Strümpfen vergnügt durch den Schnee hampfen, daß ist doch der Sieg der Mütter über England und seine Ausagerungsgeblöde. Ein kleiner unternehmender Kerl mit einer wettergen Klappe über den Ohren bricht einen ganzen Berg Schnee, die rotgefärbten Hände nur noch halb in den mühsam gestifteten Säulstücken, fest an den Leib und sinnig auf würdige Verwertung seiner Funktionen. Als ich an ihm vorbeigehe, sieht er mich verschmüht und zugleich im voraus abblinzt und an flucht mir seine Last vergnügt an den Mantel — wobei er freilich den Hauptteil selber auf den Kopf bekommt.

Die Mütter sprechen von Weihnachten. Das Kriegesernährungsamt läßt „braune Kuchen“ backen, für jeden ein halbes Pfund, — das wird diesmal alles sein, was es an Süßigkeiten gibt. Und sonst: was soll man kaufen! Spielraum gibt es ja noch so allerhand, meint eine der Frauen, aber sie ist es nicht gewohnt, dafür sonst Geld auszugeben. Sie braucht sich wohl keine Sorge zu machen: die Kriegsfürer vergleichen nicht zwischen früher und jetzt. Und wenn sie es tun, so ist ihnen ihre Freude zu lieb, als daß sie sich Rören ließen durch einflige Schätze. Sie werden es auch jetzt fertig bringen, Weihnachten zu genießen. Und die Mütter, die in harten Jahren gelebt haben, von dem Glück ihrer Kinder mit zuziehen, die werden wieder einmal Begegnung und Einsamkeit tapfer zurückdrängen und das Weihnachtsfest 1917 zu einem Geschenk ihrer mütterlichen Kraft an das Glück ihrer Kinder machen.

Dr. Gertrud Bäumer-Samburg.

Die entscheidende Stunde.

Bei den verschiedensten, fast möchte ich sagen, allzu zahlreichen Erörterungen über den Frieden ist ein Punkt meist zu wenig beachtet worden: die Frage der weltwirtschaftlichen Zukunft Deutschlands. Fast immer wurde nur in allgemeinen Ausdrücken von Sicherung der wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten gesprochen. Das genügt für den Kenner; gewiß. Aber wie viele Millionen sind, die von der ungeheuren Tragweite dieser Forderung keine klare Vorstellung haben. Und gerade hier ist klare Erkenntnis die unbedingte Voraussetzung für die richtige Wertung der Dinge. Alle Deutschen, welchen Standes sie auch seien, müssen sich gerade im Augenblick der Entscheidung voll bewußt sein, daß der Friede nach der wirtschaftlichen Seite bestimmt wird für die Zukunft eines jeden einzelnen von uns.

Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten so stark in die Weltwirtschaft hineingewachsen, daß ein gewaltiges Herausreißen aus dieser Verflechtung Not und Siedtum des ganzen Wirtschaftsstroms und damit auch all seiner Millionen Einzelheiten, der Einzelwirtschaften, zur Folge haben müßte.

Ein paar Zahlen zum Beweis. Der deutsche Außenhandel besiferte sich 1913 im Spezialhandel, also nach Abzug der unverändert wieder ausgeführten Waren auf 10,8 Milliarden in der Einfuhr und 10,1 Milliarden in der Ausfuhr, zusammen annähernd 21 Milliarden. Der englische Spezialhandel wies demgegenüber 24 Milliarden an Wert auf. Wäre der Krieg nicht gekommen, dann wäre Deutschland voraussichtlich schon 1918 über England hinausgewachsen. Welch eine Änderung gegen früher, da England unumstrittener Führer im Welthandel war.

21 Milliarden! Nur wenige erkennen den wahren Inhalt dieser Ziffer. Seitdem uns der Krieg das Meisteneinnahme der Milliarden gebracht hat, ist eine gewisse Abgutmüßigkeit gegen große Ziffern in uns gekommen. Wir haben das richtige Augenmaß verloren. Dergegenwärtig wir uns aber, daß das deutsche Volkseinkommen auf jährlich 41 Milliarden angegeben wird, dann wird uns eine Ahnung aufgehen von der ungeheuren Wichtigkeit unseres Außenhandels. Selbst wenn man den Gesamtwert der deutschen volkswirtschaftlichen Arbeit auf 50 Milliarden jährlich annimmt, betrug allein die Ausfuhr im Jahre 1913 den fünften Teil dieser Summe. Etwas jammertümlich gesprochen, würde also ein Fünftel der gesamten deutschen Arbeit ins Ausland gegeben werden müssen, damit wir die vom Ausland benötigten Rohstoffe, Lebensmittel und sonstigen Dinge von dort beziehen können. Die Möglichkeit des Warenabflusses im Auslande ist damals für uns zu einer Lebensfrage geworden. Denn was wollten wir der Fremde geben, wenn wir keine Arbeit geben könnten?

Daß wir in Friedenszeiten unseren Rahtungsalspielraum ergänzen müssen aus dem Entzogene der Adretbreiten in allen fünf Weltteilen, hat der Krieg einem jeden von uns eingeheimert. Sollen wieder die fatten Geis des Dorausatz einkehren, dann brauchen wir eben einen Zufuß von tausend und tausend Dingen an Lebens- und Genußmitteln und Gütermitteln im Werte von rund drei Milliarden Mark. Und nicht anders ist es mit den Rohstoffen für unsere Industrie. An solchen bezogen wir für $9\frac{1}{4}$ Milliarden Mark aus allen Teilen der Welt, die sich dann unter den Händen des deutschen Arbeiters zu genussreichen Erzeugnissen wandelten. Unsere Textilindustrie ist in Friedenszeiten fast ganz (zu 97 Prozent) auf die Auslandszufuhr angewiesen. Was würde aus dieser großen Industrie, die $\frac{1}{4}$ Millionen Menschen direkt und noch mehr indirekt beschäftigt, wenn uns die Wege zu den Rohstofflagern der Welt mehr oder minder verschlossen würden? Was wollten denn die Verbraucher von Textilstoffen anfangen?

Und doch hat erst kürzlich wieder England vor aller Welt erklärt, daß es den deutschen Außenhandel auch jetzt noch vernichten will. Wenn ihm das auch nur zu einem erheblichen Teil gelingen könnte, was würde dann aus der stolzen deutschen Wirtschaftsblüte, die durch deutschen Gieß und deutsches Können so herrlich sich entfaltet hatte; was würde aus dem arbeitenden Deutschland! Es genügt die Frage zu stellen, um den ganzen brutalen Willen Englands in seiner nackten Rücksichtslosigkeit zu fennzeichnen. Daß die englischen Minister so unerblickt dieses Urteil des ganzen Weltkreises nochmals ausgeprochen, muß man ihnen danken. Sie haben dadurch auch dem letzten deutschen Arbeiter die Augen darüber geöffnet, daß nur der deutsche Sieg ihm Arbeit und Brot verschafft, ihm und seiner Familie die Zukunft verbürgt. Wenn England harter Wille uns nach wie vor die Lebensadern unseres Außenhandels durchschneiden möchte, dann kann eben nur das Schwert sichern unser heiliges Recht auf Arbeit und Brot. Und es wird uns dieses erste aller Menschenrechte erzwingen; denn militärisch haben wir den Krieg schon gewonnen. Die Erzwingung der Anerkennung der freien wirtschaftlichen Betätigung Deutschlands in der Welt gibt dem Entzampfen kein Gepräge. Und Zuer und Heimat sind sich eins in dem Bewußtsein, daß hier für das deutsche Volk, für die deutsche Arbeit gekämpft wird um eine große Entscheidung, eine Weltentscheidung. Wie wir den Frieden gestalten, so wird unser aller Zukunft sein.

Dr. Deutsch-Öst. - Glöbada.

Rückfiedlung aufs Land.

Die deutsche Landwirtschaft sieht dem kommenden Frieden mit schweren Sorgen entgegen. Ihrer hohen Pflicht wohl bewußt, nach den schweren Entbehrungen des Krieges dem Volke möglichst bald wieder eine ausreichende Ernährungsgrundlage zu schaffen, stehen zahlreiche Landwirte vor der schweren Frage, wie sie sich die notwendigen Arbeitskräfte zur

Reubestellung und Verbesserung des Bodens beschaffen sollen. Der Süden des Reichs und Mitteldeutschland mit ihrem überwiegenen bäuerlichen Kleinbesitz stehen in dieser Frage bedeutend günstiger als der Nordosten, der mit seinem weiten Großgrundbesitz die viele Hunderttausende von Landarbeitern angewiesen ist. Bekanntlich mußte der Großgrundbesitz vor dem Kriege seinen Arbeiterbedarf zum großen Teile mit flänschen Wanderarbeitern decken, deren Wiederkehr bei den ungeheuren Verlusten des russischen Heeres nicht erwartet werden kann. Der Stamm an deutschen Landarbeitern ist gleichfalls durch die Kriegsverluste stark gemindert worden, so daß der Ausfall wahrscheinlich in die Hunderttausende geht.

Von manchen Kreisen, die die Lösung der ganzen sozialen Frage von einer Umgestaltung unseres Bodenrechtes erwarten, wird angeregt, diese kritische Lage des Großgrundbesitzes als Anlaß zu einer großzügigen Aufteilung zu nehmen. Es erscheint jedoch sehr fraglich, ob die schweren sozialen Erschütterungen, die mit einer radikalen Umgestaltung der Besitzverhältnisse auf dem Land verbunden wären, zweckmäßig gerade in die an sich schon kritische Übergangswirtschaft gelegt werden sollen. Es fragt sich, ob nicht der gesamte Volkswirtschaft ein größerer Dienst geleistet wird, wenn man die Landwirtschaft über die Übergangszeit durchzuführen versucht durch organisierte Zuführung industrieller Arbeiter in die Landwirtschaft. Und zwar ist hierbei zunächst nicht an die mannigfachen Stielungsversuche gedacht, die in der ersten Linie den Kriegesbedingten auf eigenem Grund neue Ertragsmöglichkeiten schaffen sollen. Vielmehr ist hier eine Reform der Landarbeiterverhältnisse gemeint. Die Schwierigkeiten der Rohstoffzufuhr lassen in zahlreichen Industrieerzeugnissen eine starke Arbeitslosigkeit erwarten, die sich vielleicht auf Jahre hinaus erstreckt. Um aber die Angehörigen dieser Gewerbe der Landarbeit zuführen zu können, ist eine gründliche Reform der gesamten rechtlichen und sozialen Anstellungsverhältnisse auf dem Lande erforderlich. Der Industriearbeiter nimmt seinem Broterwerb gegenüber eine so freie und selbstbewußte Stellung ein, daß die Grundbesitzer ihre bisher geübte patriarchalische Haltung den Arbeitern gegenüber aufgeben müssen, wenn anders der Industriearbeiter zur Rückwanderung aufs Land bereit sein soll. Unumwunden des Zugeständnisses des Koalitionsrechtes, Abfassung der veralteten Geseinbestimmungen mit ihren halbmittelalterlichen Strafbestimmungen, Anpassung der Löhne an die in der Industrie üblichen Auszahlungsmethoden, vor allem teilweise Ersetzung des Naturallohnes durch Geloblohn, Überstundenbezahlung u. a., sind die Grundvoraussetzungen für die Rückwanderung. Eine grundlegende Reform des ländlichen Wohnungswesens, Übernahme der industriellen Schlichtungsausschüsse und ein gewisses Entgegenkommen hinsichtlich der Dauer der Arbeitsverträge kommen dazu. Fast ebenso sehr wie diese rechtlichen und sozialen Verhältnisse spielen aber allgemein kulturelle Verhältnisse mit. Der industrielle Arbeiter will auf die Vergnügungen und Bekehrungen, die ihm der Aufenthalt in der Stadt bringt, nicht verzichten. Wer ihm das Leben auf dem Lande anziehend machen will, wird mit dieser besonderen geistigen Einstellung rechnen müssen.

Niemand wird verkennen, daß von dem ländlichen Grundbesitzer eine Umstellung seiner gesamten sozialen Anschauungen verlangt werden muß, wenn er diesen Forderungen Rechnung tragen soll. Die schwere Sorge, die aber jeden Landwirt angesichts der bevorstehenden Leuten erfüllt, wird ihm diese Umstellung erleichtern. Vor die Existenzfrage seines Betriebes überhaupt gestellt, wird er gewiß Zugeständnisse machen, die ihm vor dem Kriege als überaus radikal erschienen wären. So wird der Krieg ganz selbsttätig die längst erforderlichen Reformen im Landarbeiterwesen nach sich ziehen.

Adolf Löwe-Berlin.

Weßen und Aufgabenkreis der Schiffsbeleihungsbanken.

Nach Zeitungsmeldungen ist mit der Begründung einer ersten deutschen Schiffsbeleihungsbank für die aller nächste Zeit zu rechnen. Der deutschen Volkswirtschaft würde damit ein Dienst erwiesen werden, dessen Bedeutung in mehrfacher Beziehung zu würdigen ist: vom Standpunkt des deutschen Schiffsbau- und Schifffahrtsgewerbes sowohl wie in Hinsicht auf die Gestaltung unserer Finanz- und Währungsverhältnisse nach dem Kriege.

Die Aufgaben der Schiffsbeleihungsbanken sind — wie schon ihr Name sagt — darin gelegen, unter entsprechenden Verhältnissen auf Fluß- und Seeschiffe Gelder zu leihen und sich dafür auf die Schiffe hypothekalen eintragen zu lassen. Sie fördern durch solche Tätigkeit den Bau von Schiffen und die Beteiligung auch finanziell schwächerer Kreise am

Schiffahrtsgewerbe, wenn nur die Gewähr für die wirtschaftliche Rentabilität der von ihnen zu leistenden Kredite gegeben ist.

Für eine solche Tätigkeit gerade eines deutschen Instituts besteht aber im Augenblick bei uns in Deutschland das größte Interesse. Bis jetzt werden Schiffsbauarbeiten bei uns nämlich nur von holländischen Schiffbau- und Schiffbau-Unternehmen ausgeübt, die in den allermeisten Fällen sich nur zu Reparaturen auf solche Schiffe beziehen, die auf holländischen Werften erbaut worden sind. Infolgedessen sind in den vergangenen Jahren zahlreiche holländische Schiffe nach Deutschland verkauft worden, sehr zum Leidwesen der deutschen Werften, denen die Aufträge für diese Schiffe entgangen sind. Neben den Werften ist aber auch die gesamte deutsche Volkswirtschaft daran interessiert, daß die Aufträge für Schiffsbauten nicht aus dem Lande gehen, zumal im Augenblick: es ist ja bekannt, daß unsere Werften gerade sehr große Reuanlagen gemacht haben, um für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte und die Vermehrung auch der Binnenflotte gerüstet zu sein. Je mehr Schiffe nun von den deutschen Werften gebaut werden können, desto geringer gestellt sich der Anteil an der Verzinsung der Werftanlagen, der auf den Preis des einzelnen Schiffes aufgeschlagen werden muß. Desto geringer werden aber auch die Anschaffungskosten der Reedereien und um so größer die Möglichkeiten für diese, die Frachten auf einer Höhe zu erhalten, bei der die Transporte der von unserer Volkswirtschaft so sehr benötigten ausländischen Rohstoffe nach Friedensschluß nicht allzu sehr verteuert werden. So sehen wir, daß auch unter dem Gesichtspunkte unserer Rohstoffversorgung nach Friedensschluß schließlich die Gründung einer deutschen Schiffbau- und Schiffbau-Unternehmen, die sich der Beilegung von Schiffen deutschen Ursprungs widmet, aufzuwachen zu begrüßen ist. Aber auch aus anderen Gründen müssen wir die Tätigkeit eines deutschen Instituts derjenigen der holländischen Banken vorziehen. Die Inanspruchnahme der Hilfe der Schiffbau- und Schiffbau-Unternehmen kostet natürlich Geld, d. h. die Entleiher müssen den Banken Zinsen zahlen. Müssen nun die Zinsen an holländische, d. h. an ausländische Banken gezahlt werden, so werden in gleicher Höhe die Forderungen des Auslandes an uns vermehrt, ein Umstand, der auf die Bewertung unserer Währung und unserer Finanzen im allgemeinen von ausfallgebender Bedeutung ist.

Wir müssen vorerst nur wenig darüber, wie sich die Entwicklung unserer Währung nach Friedensschluß gestalten wird. Um so mehr müssen wir darauf bedacht sein, sie zu stützen und die Inanspruchnahme von Diensten, für die wir dem Ausland Zahlungen leisten müssen, einzufrieren. Auch unter diesem Gesichtspunkte werden wir Wert darauf legen müssen, daß die Tätigkeit der fremden Schiffbau- und Schiffbau-Unternehmen durch deutsche Institute der gleichen Art ersetzt wird.

Dr. Singer-Berlin.

Gründe für den Rückgang der deutschen Valuta.

Der starke Rückgang unserer Valuta im Ausland hat mit der Zeit derartige Formen angenommen, daß weit über die Kreise der Sachleute hinaus schwere Besorgnisse entstanden sind. Aus diesem Grunde dürfte es von allgemeinem Interesse sein, die Ursachen dieser unerfreulichen Erscheinung aufzudecken.

Zunächst sind es wirtschaftliche Faktoren, welche eine Valutaentwertung im Ausland herbeiführen. Doch mehr als bei den anderen kriegsführenden Ländern beobachten wir einen ungewöhnlichen Rückgang der Ausfuhr. Denn neben der bei allen Ländern wahrzunehmenden Einschränkung der Produktion fällt für das Deutsche Reich noch die englische Blockade, die uns von übersee völlig abschneidet, ins Gewicht, ferner aber seit den ersten Tagen des Krieges Ausfuhrverbote, die zunächst verhüten sollten, unsere Feinden deutsche, für die Kriegführung verwendbare Rohstoffe zu liefern.

Die Veränderungen in der Einfuhr waren, vom Standpunkt unserer Wechselkurse gesehen, für Deutschland weniger ungünstig als für die anderen Länder. Das Ziel der Engländer, uns auszuhebeln, brachte im Gegensatz zu den Entente-Ländern in Deutschland eine scharfe Einschränkung der Einfuhr. Und das ist in finanzieller Hinsicht kein Unglück für uns, da unsere Verschuldung ans Ausland sich dadurch in verhältnismäßig erträglichen Grenzen hält. Sätze England die unbeschränkte Einfuhr nach Deutschland zugelassen, so wären wir heute finanziell ruiniert. Immerhin, und das muß ausdrücklich betont werden, ist unsere Einfuhr viel größer, als der Gemeindefiskus meint. Nähere Angaben darüber werden mit vollem Recht von unserer Regierung nicht veröffentlicht. Die drei Mittel zur Verteidigung der Valuta, wie sie unseren Feinden zur Verfügung standen, nämlich: Wertpapierausfuhr, Darlehensaufnahme und Goldverkauf, konnten bei uns aus verschiedenen Gründen nicht in vollem Umfange angewandt werden.

Was die ausländischen Wertpapiere anbelangt, so ist der deutsche Besitz, gemessen an dem englischen, sehr gering, weil Deutschland nur einen bescheidenen Teil seines Volkseinkommens auf diese Weise angelegt hat. Immerhin dürften reichlich $\frac{1}{4}$ Milliarden Mark ins Ausland geflossen sein.

Eine Aufnahme von Darlehen war für uns bei dem zeitweise äußerst zugespitzten Verhältnis zum Hauptkreditgeber Amerika in großem Umfange unmöglich, ist vielleicht auch aus guten Gründen nicht forciert worden. Trotzdem sind Kredite im Ausland aufgenommen worden. Darunter befinden sich aber verhältnismäßig wenig große Darlehen. In Amerika ist offiziell nur von einem Darlehen von 10 Millionen Dollar die Rede gewesen.

Die Goldausfuhr schließlich, die ebenfalls größer sein, als der Außenstehende meinen sollte, war immerhin begrenzt durch die Verschärfung unserer Reichsbank, die für den Notenumlauf vorsieht, daß ein Drittel der unlaufenden Noten entweder durch Metall oder durch gleichwertige Gelbseiden gedeckt sein soll. Aus Gründen des Prestige wollte man daran festhalten, daß in dieser Dritteldeckung das Gold einen möglichst großen Raum einnehme.

Neben jenen rein wirtschaftlichen Einflüssen kommen für die Valutaentwertung noch einige mehr technische Gründe in Betracht. Zierher gehört vor allem das freie Spiel der Kräfte, das Deutschland statt der Organisation auf diesem Gebiete lange, viel zu lange hat walten lassen. Da nämlich der gesamte Devisenverkehr sich zunächst ohne irgendwelche Beachtung oder Zentralisierung einfach in der Weise vollzog, daß jeder, der ins Ausland zahlen wollte oder mußte, auf dem Markt als Käufer auftrat, so kam es vor, daß gerade in recht ungeeigneten Momenten plötzlich ein starkes Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage sich herausstellte und die Kurse scharf zurückgehen ließen. Oder aber es kam vor, daß an gewissen Tagen, ohne daß einer es vom andern wußte, eine ganze Reihe großer Institute verhältnismäßig große Käuflichkeiten im Ausland zahlen mußten und die betreffenden Unternehmen sich gegenseitig auf der Suche nach ausländischen Zahlungsmitteln die Preise verdachten. Ein anderer technischer Mangel befand darin, daß hundertmal einmal ins Ausland in deutscher Währung, das andere Mal in der Währung des betreffenden Landes bezahlt wurde. Sier kann unter Umständen die Willkürlichkeit schwere Mängel hervorrufen. Wenn beispielsweise in das Ausland ausschließlich in der Währung des betreffenden Landes Ware gekauft wird, andererseits aber die Bezahlung dorthin vorwiegend in deutscher Währung erfolgt, so muß sich schließlich auf jedem Auslandsmarkt ein Überangebot an deutschen Banknoten herausstellen, die dann gemißtraut und sehr teuer ausbezahlt werden.

Schließlich spielen eine sehr große Rolle die psychologischen Momente: Angst, Mißtrauen in die Kreditwürdigkeit eines Staates, Antipathie und Sympathie sind Dinge, die auf dem Devisenmarkt mit seinen sonst so äußerst feinen Schwankungen mit dem bloßen Auge zu beobachten sind. Man beachte z. B. die Bewegung der deutschen Reichsmark in Neupost in den Tagen um das Friedensangebot herum. Danach ist der Kurs der Reichsmark in Neupost von einem Höchststand von rund 65 $\frac{1}{2}$ am 11. Dezember, am 21. Dezember, dem Erscheinen der Wilsonschen Note auf 75 $\frac{1}{2}$ hinaufgesprungen, das ist eine Besserung um ungefähr 13%, um dann auf das einwirkende Scheitern der Bemühungen bald wieder einen Stand von 66 $\frac{1}{2}$ zu erreichen. Ähnliche Vorgänge waren während des Krieges wiederholt zu beobachten. So hat die erstmalige Ankunft des Handels-Saunders „Deutschland“ ebenfalls eine projektweise Besserung des Devisenfußes gebracht.

Am auffälligsten ist naturgemäß die Verbesserung des Preises unserer Reichsmark in der letzten Zeit gewesen, besonders seit dem Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen mit Rußland.

Den gewaltigen Einfluß, den unsere Waffenerfolge im Osten, Süden und Westen in Verbindung mit dem militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch Rußlands auf den Devisenmarkt gehabt haben, brachte folgende Tabelle veranschaulichen, welche die amtlichen Notierungen der Berliner Börse wiedergibt:

	Ende Okt.	Ende Nov.	7. Dez.
Holland	311.75	289.—	266.75
Dänemark . . .	227.—	220.—	205.—
Schweden . . .	253.—	248.75	233.75
Norwegen . . .	228.—	221.75	206.75
Schweiz	155.—	153.—	146.50

Die Erholung des Marktfusses in den neutralen Ländern zeigt, daß das Vertrauen dieser Länder zur deutschen Sache stark zugenommen hat; dieses Vertrauen kommt auch darin zum Ausdruck, daß von den neu-

tralen Ländern her bedeutende Summen nach Berlin gelegt werden, die in deutschen Anleihen und Industriepapieren Anlage finden. Ein weiterer technischer Grund für den Rückgang der Devisen war der Mangel jeglicher kursausgleichender und kurskontrollierender Stellen an den Auslandsmärkten. Es ist eine alte und auf der Hand liegende Börsenerfahrung, daß jeder Kurs, der sich selbst überlassen bleibt, zeitweise die tollsten Sprünge nach unten oder oben macht. Schließlich seien noch die rein spekulativen Beweggründe für den Devisenrückgang erwähnt. Auch hier sind wieder Tendenzen zu beobachten, wie bei jedem anderen Wertgegenstand, der börsenmäßig gehandelt wird. In dem Augenblick nämlich, in dem die Devisen immer mehr zurückging, suchten einerseits alle jene, die Guthaben in Marktwährung hatten, diese möglichst schnell zu verkaufen, um auf diese Weise wenigstens einen möglichst geringen Schaden zu haben. Andererseits aber hielten diejenigen inländischen und ausländischen Händler, die Forderungen in ausländischer Währung hatten, mit deren Verkauf zurück, weil sie auf immer bessere Preise hoffen durften. Wenn also beispielsweise ein deutscher Bankier aus dem Verkauf von Wertpapieren nach Holland Gelbanforderungen einzutreiben hatte, so wartete er damit möglichst lange, weil er auf Grund der Erfahrungen bei einem späteren Verkauf einen besseren Erlös erzielen konnte.

Dr. Kufsch-Berlin.

„Schwarz bedeckt — sich die Erde“

Als Mondschein im Kalender stand — glücklicherweise meist auch am Himmel — blieben auch die paar Laternen, die den Weg von Straßenecke zu Straßenecke, wenn nicht beleuchteten, so doch markierten, leer und tot. Und es ging auch so. Man denkt, wenn in den großen Häusern über dem Wege die Sterne hängen, die man sonst vor Gas und Elektrizität gar nicht mehr fand, an alte Zeiten. etwa an die „Glocke“:

„Um des Lichtes gefällige Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedeckt
Sich die Erde“ —

Wie man das lernte, stand ein freundliches Bild vornärrlichen Bürgers vor einem. Der Nacht wurde noch ihr Recht. Stadttor zu. Menschen in die Häuser. Auf der Straße waltet nur noch „das Auge des Gesehes.“ Das Bild hat uns eine behagliche und geruhige Erinnerung in die Zeit begleitet, in der wir eigentlich gar nicht mehr wußten, was Dunkelheit war. Und darum auch das Licht nicht mehr schätzen konnten. Kein, statt der Nacht hatten wir den faustblinden,

überschwenglichen, immer noch heller werdenden künstlichen Tag, der schon der Dämmerung zuvorfam und seine hellen Kugeln in ihre ersten sanftesten Schatten hineinsteigt, um der Nacht den Rang abzulassen. Jetzt wartet man damit, bis es wirklich dunkel ist. Und wir erleben in den Straßen der Großstadt wieder, wie unsere Vorfäter: „Schwarz bedeckt sich die Erde.“ Die Straße wird geheimnisvoller, die Menschen werden zu undeutlichen Schatten; das Licht, das aus den Fenstern fällt — wir haben es sonst überhaupt kaum gesehen — hat etwas Trauliches, Freundliches bekommen. Es sieht die Gedanken mit in helle Stuben, in den Lichtkreis des Familienalters, an den Kinder bei den Schularbeiten sitzen und Mütter beim Kopfschmerz. Die Dunkelheit zurückgekauert wie eine schwarze Flut durch die „gesellige Flamme.“ Heute herrscht ungehört die Mondnacht in den Straßen. Hat man noch gewußt, daß der Schnee auch auf einem städtischen Gahredamm so silbern leuchten kann? Hat man gewußt, wie schön die Schattenrisse der uralten Eichen sind, die um den weißen Schneeteppich der Anlagen vor dem silberblauen Vorhang des Himmels stehen — wie schön sie sind, wenn kein aufbringliches Straßenlicht ihr dunkles Ebenmaß zerlegt?

Im Wasser spiegeln sich die Sterne, und die Ufer verschwimmen in einem zarten Dunst, den sonst der dicke Kranz der Laternen verschlang. Statt dessen dringt nur hier und da gedämpfter rötlicher Schimmer aus den Häusern hinter den Bäumen bis zum Rand des dunklen Wassers. Es ist eigentlich erst später Nachmittag, aber so still wie in tiefster Nacht. So still wie es die Natur gemeint hat, wenn sie die Winter Sonne sinken ließ. Wir waren ihr entlaufen; Laternenkränze, schmetternde Lichtreflexen, strahlende Warenhäuser lachten ihr ins Gesicht. Nun hat sie uns zu sich zurückgezogen, und wir sind geneigt ihr zugeben, daß sie es besser mit uns meinte als wir selbst, die wir uns gewöhnt hatten, immer gieriger die Nacht zum Tage zu machen. Wir wollten unser Leben verdoppeln, und konnten doch unsere Kraft nicht verdoppeln, und so hatten wir alles nur halb, den Tag und die Nacht. In den Schranken, in die wir nun zurückgewiesen sind, fühlen wir, daß unsere Väter weiser waren, wenn sie die Nacht respektierten.

Aber ob wir die Lehren dieser Wintermonate behalten werden, Ob das Leben, das nach dem Kriege zum Herzen der Heimat zurückströmt, in stillere Bahnen einmünden wird, oder ob die alte Unersättlichkeit, die triumphierende Nichtachtung der Schranken, in die Mutter Natur unser Leben band, uns alle wieder ergreift? Unter dem zarten, schwelgsamen Zauber des Winterabends wächst die Hoffnung, daß wir etwas von der neuen inneren Stille, die uns mitten im Kriege geschenkt wurde, im Frieden wieder erstehen lassen. Dr. Gertrud Häumer-Samburg

